



„Als netter Blondi von nebenan könnte ich natürlich schneller bekannt werden“: Andreas Pietschmann badert nur manchmal mit seinem Aussehen.

Fotos Christian Thiel

Der Theaterstürmer

Fast wäre aus Andreas Pietschmann kein Schauspieler, sondern ein Profifußballer geworden. Für seine Traumrollen sieht er jedoch zu gut aus.

VON CHRISTOPH SCHLEGEL

Seine Karriere schien beschlossene Sache – Andreas Pietschmann stürmte bei Kickers Würzburg in der dritten Liga. Ein Wuseler, wieselflink und torgefährlich, kaum 18 Jahre alt und schon ein Juwel: „Du hast das Zeug zum Bundesligaspieler“, haben sie zu ihm gesagt.

Aber irgendwie war der Andi anders. Das fing schon damit an, daß er nach dem Abi erst mal ein Jahr nach Frankreich ging. Um Französisch zu lernen, mitten ins Loire-Tal, „weil da das beste Französisch gesprochen wird“. Doch ein Jahr ohne Training hat er nur schwer aufholen können. Um ein echter Bundesligaspieler zu werden, hätte er Muckis zulegen müssen, Hanteln stemmen wie ein richtiger Kerl. Einer wie sein Mitspieler, der fränkische Metzgersohn Bernd Hollerbach, der Jahre später beim Hamburger SV berühmt dafür wurde, daß er seinen Gegnern „gnadenlos den Schneid abkaufte“ beziehungsweise „gleich in die Klötze“ trat.

Aber da war ja auch noch das Theater. Andi kam von der Bundeswehr, etwas frustriert, weil sie ihn die ganze Zeit hatten Panzer reparieren lassen. Er begann, Anglistik und Romanistik zu studieren, und verdiente sich im Würzburger „Chambinzky“ ein paar Mark. Das „Chambinzky“ ist eine dieser Kreationen aus den achtziger Jahren: Theater, Kneipe, Galerie – etwas verraucht, Plakate an der Wand. Dort stand er hinterm Tresen. Als bei der „Feuerzangenbowle“ ein Darsteller ausfiel, hatte der Regisseur nichts dagegen, daß Andi sich auf eine Schulbank setzte und einmal vernehmlich rülpste. „Rülpfen konnte ich schon immer sehr gut.“ Das war in den frühen neunziger Jahren. So fangen manchmal Karrieren an.

Andi hat dann immer mehr Theater gespielt und immer weniger Fußball. Als er sich bei der Schauspielschule in Bochum bewarb, war er schon fast 24. In Bochum rieten sie ihm, gleich dazubleiben. So wurde Andreas Pietschmann, Sproß einer

Akademikerfamilie, Schauspieler. Zunächst am Bochumer Schauspielhaus unter Leander Haußmann, der ihn als Schnösel-Wessi in der „Sonnenallee“ einsetzte. Im Jahr 2000 wechselte er ans Thalia Theater, spielte kleine, größere und große Rollen und kündigte, weil er auch häufiger in Film und Fernsehen auftauchen wollte.

Wir sind in einem Café am Prenzlauer Berg verabredet. Pietschmann ist jung, blond und sehr höflich. Die halblangen Haare fallen ihm locker ins Gesicht. Er erzählt, wie das ist, wenn man Filmschauspieler werden will, dafür aber offenbar zu ungebrochen vorteilhaft aussieht. „Das Aussehen kann ein Fluch sein“, klagt er. Etwa, wenn die Produktionsfirmen abwinken und ihm erklären: „Für diese Rolle siehst du zu gut aus.“ Oder

ihm sagen: „Deine Ausstrahlung ist zu optimistisch, das nimmst dir keiner ab.“ Oder den Hauptdarsteller vorschoben: „Du würdest die Aufmerksamkeit dann ganz auf dich ziehen.“

Offenbar, meint er, müßten Schauspieler klein, dick oder kahlköpfig sein oder schiefe Zähne haben und völlig kaputt und zerrütet aussehen, um für bestimmte Rollen in Frage zu kommen. Auch Regisseur Christian Görlitz hatte große Bedenken: „Du hast diesen Siegerblick“, bekam Pietschmann zu hören. Es ging um die Rolle eines gescheiterten Mannes, der, desillusioniert und von seinem Leid gezeichnet, in den Tag hineinlebt. Also nichts für Pietschmann, mag Görlitz gedacht haben. Trotzdem gab er ihm die Rolle, den Eric im Film „Die Verlorenen“. Darin

geht es um Mißbrauch in der christlichen Kirche und um eine krude Sekte. Die ARD zeigte das Liebesdrama im Juli, und es war beeindruckend, wie Pietschmann dem verqueren Eric Charakter und Konturen gab.

„Als netter Blondi von nebenan könnte ich natürlich schneller bekannt werden“, vermutet er. Das Angebot ist entsprechend: liebe Schwiegeröhne, sympathische Anwälte, verständnisvolle Liebhaber – Langweilersachen halt. Er könnte da hineinwachsen. Und wäre irgendwann der Tierarzt oder der Frauenarzt, und in der einen oder anderen Illustrierten gäbe es ein Porträt von ihm, und er säße neben einem üppigen Blumenstrauß auf der Terrasse seines Hauses, hinter ihm ein strahlendes weibliches Wesen und darüber der Spruch: „Gabi

Auf keinen Fall möchte Andreas Pietschmann sich auf einen Typus festlegen lassen. Und er werde sich „auch keine Narbe ins Gesicht ritzen, um gute Rollenangebote zu bekommen“.

ist die wichtigste Frau in meinem Leben.“ Mit Sechzig gäbe er dann immer noch den charmanten Schwere-nöter, in Stücken, die „Herbert kann's nicht lassen“ oder „Dritter Frühling“ heißen. Aber das will er nicht – und möchte auf keinen Fall auf einen Typus festgelegt werden. Und er werde sich „auch keine Narbe ins Gesicht ritzen, um gute Rollenangebote zu bekommen“.

Um ein Haar hätte es in Sönke Wortmanns „Das Wunder von Bern“ geklappt. Es lief alles auf Pietschmann hinaus. Gesucht war ein Schauspieler, der wirklich kicken kann. Endlich hätte sich seine Doppelbegabung ausgezahlt. Denn Wortmann wollte das Film-Kicken möglichst authentisch, echten Sport sozusagen. Erst hatte Wortmann an Fritz Walter gedacht. Doch dafür hätte Pietschmanns Nase dicker und platter sein müssen. Also haben die Maskenbildner versucht, aus Andi die Fußballerlegende zu meißeln. Ging nicht. Er sah einfach zu frisch aus, hatte nicht das von Krieg und Entbehrung gezeichnete Fritz-Walter-Gesicht und schon gar nicht dessen Nase.

Helmut Rahn ging auch nicht, völlig anderer Look. Am Schluß blieb noch Horst Eckel. „Aber da hätte ich nur ein paarmal durchs Bild rennen müssen.“ Zu wenig Herausforderung für einen Mimen, außerdem hätte Pietschmann dafür einige Theatertermine sausenlassen müssen. Und so lief „Das Wunder von Bern“ ohne das größte Kicktalent unter Deutschlands Schauspielern.

Solche Rückschläge allerdings hat er von Anfang an erlebt. In Bochum fühlte Pietschmann sich vom Hausherrn Haußmann regelrecht „gequält“. Auf der Bühne standen Theatergrößen wie Johann Adam Oest, Steffi Kühnert oder Wolfram Koch – und er mitten unter ihnen. In „Dantons Tod“ von Georg Büchner hatte er den Revolutionär Camille Desmoulins übernommen. Ist zur Vorbereitung auf die Rolle nach Paris gefahren und durch die Straßen gelaufen, die der historische Camille durchquerte. Er hat alles über ihn, vieles über die Französische Revolution gelesen. Und trotzdem stand er auf der Probe und konnte nicht so, wie Haußmann wollte. Bis der ihn irgendwann so weit hatte, daß Pietschmann bei der Premiere nicht mehr davonlaufen wollte. Da war es geschafft.

Die fünf Jahre unter Haußmann in Bochum waren eine „Herzenssache“, sagt er. Die Bochumer galten ein bißchen als Radaustruppe, die nur Spaß haben und sich auf Kosten des Steuerzahlers einen schönen Lenz machen wollte. Haußmann hatte einen Flipper im Intendantenbüro, man trank mit dem Publikum auf Augenhöhe, und vom Dach des Schauspielhauses wehte die Fahne mit einem flammenden Herzen.

Drinnen war es wohl anstrengender: „Wir haben immer bis tief in die Nacht geprobt, das war echt harte Arbeit, ich war teilweise in elf Stücken drin“, erzählt Pietschmann. Eine seiner großen Herausforderungen war die Titelrolle in „Roberto Zucco“

„Du hast das Zeug zum Bundesligaspieler“, haben sie ihm gesagt. Aber irgendwie war Andi Pietschmann anders.

von Bernard-Marie Koltès. Es war eine dieser Figuren, nach denen er sich immer geseht hat: ein junger, harter Mörder mit hübschem Gesicht.

Im Hamburger Thalia Theater wurde Andreas Pietschmann dann zur Theatergröße. Außerdem ist er ein gefragter Sprecher. Wenn er bei Hörbuch- oder Hörspielproduktionen mitmacht, nimmt er gern in Kauf, daß er dann auf seine Stimme reduziert wird. Denn bei dieser Arbeit spielt das Aussehen ja die geringste Rolle.

Ein paar Regisseure haben damit auch überhaupt kein Problem. Buket Alakus zum Beispiel, deren Film „Schnee im Sommer“ noch in diesem Jahr im ZDF gezeigt werden soll. Außerdem steht Andreas Pietschmann derzeit für die Sat.1-Serie „Die Spezialeinheit“ vor der Kamera und gibt einen verdeckt arbeitenden Anti-Terror-Spezialisten, der nicht nur mit dem Hubschrauber fliegen, sondern sich von Häusern abseilen und Terroristen jagen muß. Für Pietschmann allemal ein Weg, weiter ins Medium hineinzufinden. Daß er gut aussieht, charmant und dazu noch sehr sportlich ist, sollte kein Hindernis sein.

Aus der Provinz ins Rampenlicht

Andreas Pietschmann, am 22. März 1969 in Würzburg als das zweitälteste von sechs Geschwistern geboren, wollte durchaus nicht Schauspieler, sondern Fußballprofi werden. Darum wurde er Mitglied bei Kickers Würzburg und stürmte dort von 1988 bis 1991 in einer Mannschaft der dritten Liga.

Seine Liebe zum Theater entdeckte er auf einer Laienbühne, die zugleich Kneipe und Galerie war und immer noch „Chambinzky“ heißt, ebenfalls in seiner Heimatstadt. Kurz entschlossen bewarb er sich an der Schauspielschule Bochum, wurde auf Anhieb genommen und absolvierte in den Jahren 1993 bis 1996 dort eine Ausbildung.

Leander Haußmann holte ihn 1996 unmittelbar nach der Ausbildung ins Ensemble des Schauspielhauses Bochum. Dort gab Pietschmann unter anderem den Roberto Zucco im gleichnamigen Stück von Bernard-Marie Koltès unter der Regie von Christina Paulhofer. Zur Spielzeit 2000/2001 wechselte er ans Hamburger Thalia Theater und spielte unter Regisseuren wie Stephan Kimmig, Martin Kušej und Armin Petras. Mitte 2004 verließ er das Thalia-Ensemble, um mehr für Film und Fernsehen zu arbeiten. Jüngst war er in Christian Görlitz' dramatischer Liebesgeschichte „Die Verlorenen“ nach Hans-Jörg Schertenleibs Roman „Die Namenlosen“ zu sehen. Im Laufe dieses Jahres zeigt das ZDF den Film „Schnee im Sommer“. Zur Zeit dreht er in Berlin eine Folge der Serie „Die Spezialeinheit“ für Sat.1. Andreas Pietschmann lebt in Hamburg und ist ledig.



Seine Ausstrahlung sei zu optimistisch, haben sie ihm gesagt.